

Bologna, University 2.0 – Akademisches Leben als Web-Version?¹

Foto privat



Andreas Degkwitz

ohne IT ist ›Bologna‹
nicht vorstellbar

Die mit dem Bologna-Prozess eingeleiteten Veränderungen haben erhebliche Auswirkungen auf die Weiterentwicklung der deutschen Hochschulen und Universitäten. Dies betrifft auch die Bereiche der Informationsinfrastruktur, für die sich neue Anforderungen und Herausforderungen aus dem Bologna-Prozess ergeben. Ökonomisierung und Technologisierung von Geschäfts- und Supportprozessen sind dabei wesentliche Antriebskräfte, die insbesondere die soziale Dimension akademischen Lebens und die damit verbundenen Werte zu verdrängen drohen: Auch in Zeiten von Bologna ist ›Universität‹ keine Web-Version! Deshalb sind Bibliotheken, Medien- und Rechenzentren sowie Verwaltungen gut beraten, auf der Plattform der Informations- und Kommunikationstechnologien und unter Einschluss betriebswirtschaftlicher Verfahren eine ›Vision von Qualität‹ zu entwickeln, wie sie in der Tradition des europäischen Universitätswesens liegt.

The changes which were introduced in conjunction with the Bologna Process for the standardization of European higher education have had a considerable effect on the on-going developments at German colleges and universities. This also pertains to the field of information infrastructure, as new demands and new challenges emerge. The instrumentalization and technologization of business administration and support processes are two of the driving forces which threaten to displace the social dimension of academic life and its value system. Even in the era of Bologna, ›university‹ is not just a website. Keeping this in mind, libraries, media centers, IT centers and academic administrators would be well-advised to develop a ›vision of quality‹ which is based upon a platform of information and communication technology that also includes business managerial processes, and draws upon the European university traditions.

STICHWORT ›BOLOGNA‹

Mit dem Stichwort ›Bologna‹ verbindet sich mehr als die Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master. Mit ›Bologna‹ verbindet sich auch und verstärkt: Internationalisierung, Studiengebühren, Wettbewerb um Studierende, Hochschulmarketing, Dienstleistungsorientierung, Standortattraktivität und schließlich die Universität als ›Ausbildungs- und Serviceunternehmen‹. Damit gibt ›Bologna‹ gleichsam ein ›Produktionsparadigma‹ für Hochschulen und Universitäten vor. Wenngleich sich dies gelegentlich so darstellt, ist es vermutlich nicht im Sinne eines echten Produktionsverständnisses gemeint, sodass der Begriff ›Ausbildungs- und Dienstleistungszentrum‹ wahrscheinlich eher zutrifft. Allerdings fragt man sich bisweilen schon, welche Anreize ›Bologna‹ im Hinblick auf die weiterhin wünschenswerte Vielfalt akademischen Lebens bietet. Mit dem Stichwort ›Dienstleistungs- und Serviceorientierung‹ kommen weitere Aufgabenfelder hinzu: Campusmanagement, Organisationsentwicklung, Qualitätssicherung, Change-Management, Kennzahlen, Studierenden- und Absolventenquoten, Benchmarking und natürlich die vielen, uns

allen bekannten Wörter mit dem Präfix e-: e-university, e-campus, e-administration, e-competence, e-learning, e-teaching, e-science, e-library, e-literacy – diese Liste ließe sich ohne weiteres fortsetzen.

Was bedeutet eigentlich dieses Präfix e-? Die eher laienhafte Deutung verbindet e- mit ›electronic‹. Die professionellere Deutung setzt dagegen e- mit ›enhanced‹ gleich – also aufgewertet, erweitert, verbessert. Allerdings steckt in dem Präfix e- durchaus auch der Aspekt ›electronic‹, um den es den für die universitäre Informationsinfrastruktur verantwortlichen Bereichen (Bibliotheken, Medien- und Rechenzentren) geht und der eine zunehmend fester werdende Verbindung zwischen ›Bologna‹ und IT-Einsatz dokumentiert. Denn ohne e- bzw. IT ist ›Bologna‹ nicht vorstellbar, wie die Praxis zeigt: Virtuelles Lehren und Lernen, vernetzte Studienorganisation, digitale Verwaltung etc. sind fest mit der weiteren Umsetzung des Bologna-Prozesses verbunden und völlig zu Recht aus diesem Prozess nicht mehr wegzudenken. Wahrscheinlich tun wir gut daran, auf das Präfix e- künftig zu verzichten; denn es wird auch ohne dieses e- alles besser. Insgesamt ist also festzustellen, dass mit ›Bologna‹ ein Veränderungsprozess an Universitäten und Hochschulen eingesetzt hat, der weit über Lehre und Studium hinausgeht und auf alle Bereiche des akademischen Lebens seine Auswirkungen hat. Begleitet wird diese Entwicklung einerseits durch ein stark betriebswirtschaftlich motiviertes Handeln, was sich durch die weiterhin wachsenden Sparzwänge verstärkt. Andererseits ist die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologie ein wesentlicher Treiber des Veränderungsprozesses, indem sich die neue Technologie als Treiber für signifikante Veränderungen in allen Lebensbereichen erweist.

VISION VON QUALITÄT

In diesem Kontext stellt sich durchaus der Eindruck ein, dass sich der technologische Wert und der betriebswirtschaftliche Wert immer stärker verselbstständigen und andere, ebenfalls zu berücksichtigende Werte zunehmend dominieren. Ein ›Masterplan mit Mastermind‹ oder eine ›Vision von Qualität‹, wie dies ein amerikanischer Experte im Hinblick auf die Umsetzung des Bologna-Prozesses in Deutschland fordert,² ergibt sich daraus nicht. Denn bei einer primär organisatorisch-technischen Werteorientierung drohen In-

»Masterplan mit
Mastermind«

tentionen und Werte verloren zu gehen, die ausdrücklich zu ›Bologna‹ gehören wie insbesondere die Internationalisierung und die soziale Dimension akademischen Lebens, das übrigens schon globalisiert war als noch niemand von der Globalisierung sprach und das schon immer – und lange vor dem Internet – auf Austausch, Kommunikation, Partnerschaft und Vernetzung seiner ›klugen und kreativen Köpfe‹ setzte.

Doch zurück zu der Verbindung von Ökonomisierung und Technologisierung im Hochschulkontext. Dieses Junktim ist der Akzeptanz von neuen, digitalen Verfahren nicht unmittelbar und sicher nicht immer zuträglich. Denn University 2.0 gibt sich zwar innovativ, lässt sich aber zugleich als Web-Version interpretieren, zu deren Inanspruchnahme und Nutzung ein Internet-Café oder eine DSL-Home-Verbindung genügt. Die Verbindung von Ökonomisierung und Technologisierung im Hochschulzusammenhang erklärt sicher nicht nur, aber **auch** die Vorbehalte, die gegen den Bologna-Prozess auf Seiten der Lehrenden und Studierenden existieren: Die technologische Entwicklung wird eher als Entwertung und Marginalisierung des akademischen Lebens erlebt, die betriebswirtschaftliche Herangehensweise primär als Kosten-Controlling. Und in der Tat werden betriebswirtschaftliche Methoden im öffentlichen Bereich häufig auf reines Kosten-Controlling beschränkt, obwohl das Instrumentarium, das die Betriebswirtschaft sowohl auf dem Gebiet der Strategieentwicklung als auch auf den Feldern Planung und Qualitätsmanagement bietet, deutlich darüber hinausgeht und für die Umsetzung neuer Arbeits- und Organisationsverfahren gerade in Verbindung mit Informationstechnologie von großem Vorteil und eigentlich unerlässlich ist: Universitäten und Hochschulen als Bildungs- und Kulturinstitutionen sind bestimmt mehr als nur teure Kostgänger; das gilt auch für die akademische Informationsinfrastruktur und die sie tragenden Einrichtungen, die ebenfalls eine ›Vision von Qualität‹ benötigen.

NEUE FORMEN DER KOOPERATION

Angesichts dessen stellt sich die Frage, wie sich die Gestaltung von Arbeit und Organisation mit dem Einsatz von Informationstechnologie vertragen – wer folgt wem: Die Informationstechnologie der Organisation oder die Organisation der Informationstechnologie? Wie wirkt beides zusammen? Und eine weitere und nicht weniger wichtige Frage ist, wie und mit welchen Unterschieden sich diese ›Beziehung‹ in Forschung, Lehre und Verwaltung bzw. im Management einer Universität darstellt. Die gegenwärtige Situation lässt sich in folgender Weise skizzieren: Auf Seiten der Technologie sind weiterhin viele neue Werkzeuge als

Pilot- und/oder Modellentwicklungen verfügbar. Überhaupt vieles, man möchte beinahe meinen, fast alles erscheint mit Hilfe von Technologie möglich. Wir haben bestimmt nicht zu wenig Technologie – im Gegenteil: Wir haben ein Überangebot an technischen Entwicklungen und Lösungen, von denen allerdings eher der geringere Teil über ein tatsächlich nutzbares Wertschöpfungspotenzial verfügt. Insofern ist die noch immer wahrzunehmende Annahme, dass der Einsatz von Informationstechnologie auf jeden Fall effizient und wirtschaftlich ist, in vielen Fällen falsch. Andererseits existieren natürlich Standardanwendungen, die sich durchaus als effizient und gewinnbringend erweisen. Doch ist die Tendenz, Technologie um ihrer selbst willen einzusetzen, weiterhin festzustellen. Insofern sollten Angebot und Einsatz von Technologie auf jeden Fall kritisch bewertet werden, wenn es dabei um mögliche, aber nicht wirklich um notwendige Handlungsoptionen geht – Stichwort ›Social Software‹ im Hochschulkontext: Müssen wir eigene Blogs, Chats, Wikis inhaltlich und technisch betreuen und gegebenenfalls sogar langfristig vorhalten? Der derzeitige Stand der Entwicklung hinsichtlich einer betriebswirtschaftlichen Ausrichtung von Arbeits- und Organisationsabläufen ist im Hochschulkontext sicher noch nicht als abgeschlossen zu betrachten, sondern überwiegend in zweifellos guten und Erfolg versprechenden Ansätzen realisiert. Bezogen auf die akademische Verwaltung vermittelt sich allerdings noch immer der Eindruck von ›Behördenstruktur‹, die ihre Wurzeln in der Kommunalverwaltung des 19. Jahrhunderts hat: Existiert da genug ›Vision von Qualität‹?

Angesichts dessen ruft alles nach einem Neubeginn: Dynamische, effiziente und schlanke Workflows – der Einsatz von Informationstechnologie soll Mehrwerte für die Kernprozesse der Hochschulen schaffen! IT-Einsatz soll kein Selbstzweck sein, Entwicklungsvorhaben sind zu verstetigen: Integration und Organisationsentwicklung sind hochgradig gefragt – Anpassungsfähigkeit, Flexibilität, Kunden- und Nutzerorientierung sind die leitenden Stichworte. Als wichtiger Aspekt in der sozialen Dimension ist dabei die ›Informatisierung‹ von Arbeit zu nennen.³ IT-gestütztes Arbeiten ist geprägt durch Formalisierung, Standardisierung, orts- und zeitunabhängige Erreichbarkeit, hohe Verarbeitungspotenziale für große Datenmengen und Vernetzung. Die maschinelle Verarbeitung von Anfragen, Dateneingaben und Datenausgaben auf digitaler, vernetzter Grundlage führt zu Informations- und Kommunikationsformen, die nach vergleichsweise strikten Formalisierungsvorgaben erfolgen müssen und bestehende Ausnahmen und Besonderheiten in einem sehr viel geringerem Umfang als bisher zulassen.

Überangebot an technischen Entwicklungen und Lösungen

Ökonomisierung und Technologisierung im Hochschulkontext

Universitäten sind mehr als nur teure Kostgänger

sen: Man spricht nicht mehr mit seinem Studienberater oder Arbeitskollegen, sondern man interagiert mit Maschinen, um z. B. Dienstleistungen oder Services zu beziehen oder zu verhandeln. Die Auswirkungen dieses Paradigmenwechsels sind sicher noch nicht in Gänze erfasst. Aber dass dies eine sehr andere Art und Weise der Geschäftsabwicklung mit vielen Vorteilen, aber auch Nachteilen ist, das ist schon jetzt zu spüren. Zugleich haben die durch die Technologie vorgegebenen Parameter wie Formalisierung, Erreichbarkeit und Vernetzung erhebliche Auswirkungen auf die Gestaltung von Arbeit und deren Organisation, wenn die Potenziale des Technologieeinsatzes ausgeschöpft und entsprechende Effizienzvorteile und Mehrwerte genutzt werden wollen.

Vor diesem Hintergrund ist für die Gestaltung IT-gestützter Arbeitsformen ein kooperatives, vor allem aber strukturiertes Vorgehen unabdingbar. Dass dies Universitäten und Hochschulen nicht leicht fällt, zeigt z. B. die Umsetzung des Bologna-Prozesses. Insofern ist die Verständigung auf ein gemeinsames, strukturiertes Vorgehen sicher ein erster, wichtiger Schritt zu Beginn des Veränderungsprozesses. Von diesem ›point of no return‹ sind weitere Schritte zu gehen: Von welcher Ist-Situation oder von welchem Zustand gehen wir aus? Welche Ziele verfolgen wir und welche Maßnahmen sind zu ergreifen? Was wollen wir in welchen Schritten realisieren und wie verteilen sich dabei Kompetenz und Verantwortung? Aufgrund der vielen Antwortmöglichkeiten auf diese und weitere Fragen sind Führung oder Governance bei solchen Entwicklungs- und Veränderungsprozessen mehr denn je notwendig. Dabei ist wichtig, dass diese Führung nicht primär als Kontrollorgan, sondern wertebezogen agiert: ›Masterplan mit Mastermind‹. In der an Universitäten und Hochschulen verbreiteten Konstellation von Konsens- und Teamorientierung einerseits sowie Expertenwissen und Spezialisierung andererseits ist Governance eine zentrale Voraussetzung, um die Durchführung von Veränderungsprozessen erfolgreich zu moderieren.

WANDEL DER SUPPORTSTRUKTUREN

Um die Unterstützungsprozesse der Informationsinfrastruktur für Forschung, Lehre, Studium und Verwaltung nachfragebezogen zu gestalten, ist zu berücksichtigen, dass sich die vorrangig verwaltungs- und organisationsbezogenen Arbeitsabläufe (Prozesse) deutlich von denen in Forschung, Lehre und Studium unterscheiden. Verwaltungs- und organisationsbezogene Prozesse, die sich als Geschäftsprozesse bezeichnen lassen, sind im Regelfall klar definiert bzw. formalisiert und weisen einen hohen Strukturierungsgrad auf. Zu-

gleich haben diese Prozesse einen vergleichsweise hohen Grad an Verbindlichkeit und sind nicht auf die mit den Softwaremodulen der HIS GmbH unterstützten Prozesse der Hochschulverwaltung beschränkt. Der Einsatz von Informationstechnologie zur Unterstützung dieser Arbeits- und Organisationsabläufe hat im Hinblick auf Optimierung und Wertschöpfung erhebliche Auswirkungen auf deren Gestaltung und Re-Design. Dies wird nicht nur an Universitäten deutlich, sondern das wird z. B. auch durch das Programmpapier der Bundesregierung ›Zukunftsorientierte Verwaltung durch Innovationen‹ (November 2006)⁴ bestätigt. Zugleich wird auch in diesem Kontext auf die bereits genannte Bedeutung von Governance hingewiesen.

Im Gegensatz zu verwaltungs- und organisationsbezogenen Prozessen sind die Arbeitsabläufe bzw. Prozesse in Forschung, Lehre und Studium im Regelfall nicht oder nur sehr eingeschränkt definiert bzw. formalisiert; insofern weisen sie auch keine hohe Strukturierung, sondern eher einen hohen Freiheitsgrad auf, was der Intention von Forschung, Lehre und Studium durchaus entspricht. Der IT-Einsatz unterstützt im Regelfall keine definierten und umfassenden Workflows, sondern erfolgt eher punktuell, wenig strukturiert und primär nach aktuellem Bedarf. Ein sehr passendes Beispiel dafür ist die vielerorts universitätsweit beabsichtigte Integration von E-Learning in Lehre und Studium auf Basis der Strukturierungsvorgaben von Lernplattformen (Lernmanagementsysteme). Obwohl die ›Neuen Medien in der Bildung‹ lange und umfänglich gefördert wurden, ist ein flächendeckender Einsatz noch nicht erreicht, was wahrscheinlich **auch** damit zusammenhängt, dass sich gute akademische Lehre nicht zwingend mit den Strukturierungsoptionen eines Lernmanagementsystems verträgt oder in irgendeiner Weise davon abhängig ist. Vor diesem Hintergrund hat der IT-Einsatz in Forschung, Lehre und Studium – im Vergleich zu den verwaltungs- und organisationsbezogenen Prozessen – einen deutlich geringeren Einfluss auf die Organisation und die damit in Zusammenhang stehende Standardisierung von Arbeitsprozessen; gerade deren Standardisierung ist nicht nur nicht erwünscht, sondern wahrscheinlich auch nur eingeschränkt möglich und sinnvoll. Insofern geht es bei der technologischen Unterstützung von Arbeitsprozessen in Forschung, Lehre und Studium weniger um die Generierung standardisierter Workflows und einer entsprechenden Organisation, sondern eher um eine bedarfsgerechte Bereitstellung von Ressourcen wie Daten, Inhalte, Netz, Rechenkapazität, Software, Speicher, um die Verfügbarkeit von Kommunikationsmitteln wie Mail, Web, Kollaborationswerkzeuge, Lernmanagementsysteme etc. und schließlich um die

Interoperabilität von Datenbeständen sowie um die Zugangsberechtigung von Kunden und Nutzern.

Während Fragen der Interoperabilität primär in der technischen Gestaltung der IT-Unterstützung liegen (und natürlich auch für die Geschäftsprozesse der Verwaltung von hoher Bedeutung sind), fällt die Frage der jeweiligen Zugangsberechtigung originär in den Bereich der Verwaltung – dort ist der Ort für die organisatorische Einführung von rechte- und rollenbezogenen Zugangsberechtigungen der Nutzer- und Zielgruppen (Identity-Management), während die technische Realisierung weiterhin im Kompetenzbereich der Informationstechnologie liegt. Insofern ist die Frage der Wertschöpfung im Kontext von Forschung, Lehre und Studium vorrangig in der Verfügbarkeit eines möglichst komfortablen, sicheren und umfassenden Dienstespektrums und weniger in Organisationsfragen zu sehen, wobei die Bereitstellung der Dienste und Services auf jeden Fall auch organisatorisch abgesichert sein muss.

Darüber hinaus stellt sich insbesondere unter Wirtschaftlichkeitsaspekten die Frage, welche Dienste auf jeden Fall zentral und vor Ort bzw. in Kooperation mit externen Dienstleistungspartnern vorgehalten werden müssen und welche aufgrund ihres fachlichen Spezialisierungsgrades in der Verantwortung einzelner Fachgebiete und/oder überregionaler Kompetenzzentren liegen und im Zusammenwirken mit den lokalen Bibliotheken, Medien- und Rechenzentren zu bedienen sind. Letzteres macht sich vor allem auf dem Forschungssektor bemerkbar. So wird sich die technologische Kompetenz vor Ort nicht allein durch die Bereitstellung von IT-Basisdiensten wie Back-up, Mail und Web definieren oder behaupten können und ist insofern gut beraten, sich den Profil bildenden Herausforderungen der IT-Unterstützung in Forschung und Lehre vor Ort zu stellen.

Denn was ist mit Angeboten wie ›Windows live‹ oder ›Google Applications‹? Universitäten werden sich künftig immer weniger in der Situation sehen, den Studierenden ihre universitätseigenen IT-Basisdienste zur Verfügung stellen zu müssen. Verstärkt werden Studierende ihre bisher genutzten Werkzeuge mitbringen oder von sich aus solche im Laufe ihres Studiums nutzen und einsetzen: Mail, Chats, Blogs, Wikis, Kollaborationstools etc. Insofern ist als Szenario durchaus vorstellbar, dass die IT-Basisdienste verstärkt ausgelagert oder kooperativ mit externen Servicepartnern erbracht werden, um die notwendige Kompetenz und die erforderliche Entwicklungskapazität für die Wettbewerbsfähigkeit von Forschung und Lehre vor Ort zur Verfügung stellen zu können: Dann folgt die Informationsinfrastruktur dem Profil der Universität oder

Hochschule und der sich daraus ergebenden Nachfrage. Stärker als bisher werden solche Kooperations- und Supportangebote auch das bibliothekarische Servicepektrum prägen. Die fachspezifische Unterstützung von Forschung, Lehre und Studium innerhalb von Exzellenzschwerpunkten und Projekten werden für die lokalen Infrastrukturbereiche an Bedeutung gewinnen und zu einem immer wichtiger werdenden Bestandteil ihres Aufgabenportfolios werden.

THE BIGGER PICTURE OF QUALITY

Diese durchaus absehbaren Entwicklungen werden Auswirkungen auf die künftige Zuordnung der Kompetenz und Verantwortung von Bibliotheken, Medien- und Rechenzentren zu Forschung, Lehre, Studium und Verwaltung haben, wie das folgende Zukunftsszenario verdeutlichen mag:

Die IT-Bereiche von Universitäten und Hochschulen werden gravierenden Veränderungen ausgesetzt sein. Die forschungsbezogene Informationstechnologie wird sich von den Rechenzentren abkoppeln und von dort die kompetenten Mitarbeiter abziehen, um sie vorrangig für die Administration, Entwicklung und Unterstützung komplexer Anwendungen und Prozesse im Forschungskontext einzusetzen; das ist der Entwicklungsweg, den die deutsche GRID-Initiative impliziert. In derselben Weise wird diese Entwicklung bibliotheksspezifische Kompetenz betreffen; der Trend einer intensiveren Unterstützung der Forschung vor Ort wird sich auch hier deutlich verstärken.⁵

Die IT-Basisdienste (Netz, Mail, Web, Back-up, File-Services etc.) werden zunehmend in den Verantwortungsbereich der Hochschulverwaltung rücken, was mit der universitätsweiten Implementierung einer rechte- und rollenbezogenen Nutzerverwaltung (Identity-Management) an Dynamik gewinnt. Die IT-Ressourcen werden sich dann in derselben Weise wie Energie- und Raumkosten zuweisen und abrechnen lassen, womit zugleich Ansatz und Anlass für Outsourcing-Maßnahmen gegeben sind. In der Folge und nicht zuletzt im Sinne von Governance wird die Standardisierung der IT-Basisdienste und der Werkzeuge der Bürokommunikation vorangetrieben und insofern die auf diesen Feldern noch immer bestehende ›Vielfalt‹ ablösen.

Die gegenwärtigen Lernmanagement-Systeme werden sicher nicht mehr die Rolle spielen, die ihnen heute zugemessen wird; das übernehmen dann z. B. Google, Microsoft oder andere große Provider, die schon jetzt über gute Portfolios für kollaboratives Arbeiten verfügen. Ein weiterer Einfluss wird aus der Spiele-Industrie kommen, die im Grunde schon jetzt hervorragend nutzbare Werkzeuge für wettbewerbs-

Zuordnung der Kompetenz und Verantwortung von Bibliotheken, Medien- und Rechenzentren

Ansatz und Anlass für Outsourcing-Maßnahmen

orientiertes Lernen bietet. Die Strukturen von Siedler, Second Life, World of Warcraft etc. lassen sich grundsätzlich zu hochwertigen Didaktikprodukten umkonfigurieren. Signifikant zunehmen werden Fragen und Probleme des Access- und Security-Managements in diesem Zusammenhang – gerade im Hinblick auf Mobilität und eine zunehmende Vielfalt an Endgeräten.

Die Bibliotheken werden ihr Servicespektrum als Arbeits- und Lernorte mit immer weniger Personal und immer mehr standardisierter Technologie erweitern und ihre Kooperationen mit der Forschung nachhaltig ausbauen. Darüber hinaus werden Bibliotheken, wo es nur immer geht, zu architektonischen Wahrzeichen des Universitäts- und Hochschulstandortes werden. Wenn die Universität Freiburg ihre derzeitige Bibliothek zu ihrem ›Diamanten‹ baut,⁶ werden weitere Universitäten diesem Beispiel folgen, wenn sie nicht schon dabei sind. Insofern werden das IKMZ der BTU Cottbus – übrigens Motivation und Vorbild für Freiburg – das ›Brain‹ der FU Berlin und die vielen anderen, architektonisch sehr gelungenen Häuser, die in der jüngeren Vergangenheit realisiert wurden, noch viele Nachfolger finden.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt mögen solche Optionen befremden, aber mittelfristig (in fünf Jahren) werden sie aller Voraussicht nach aufgegriffen oder bereits aufgegriffen sein.

Doch ›Bologna‹ soll primär nicht zu einer rein technisch-organisatorischen Gestaltung künftigen akademischen Lebens führen, sodass auf den letzten Punkt des Zukunftsszenarios nochmals zurückzukommen ist. Denn weil ›Bologna‹ und die künftige Universität keine Web-Version X.Y sind, brauchen wir Architektur und Räume. Wir brauchen nicht nur Funktionsräume, die Informationen, Medien, Technologie sowie Arbeits- und Leseplätze ausreichend zu Verfügung stellen. Wir brauchen gestaltete Räume, Erlebnisräume – eben gute, starke Architektur! Räume, die von Forschenden, Lehrenden und Studierenden gerne aufgesucht werden und technisch hervorragend ausgestattet sind, Orte, die gesichertes (und sicher nicht beliebiges) Wissen auf allen Medienkanälen vorhalten und langfristig zur Verfügung stellen und die Austausch und Begegnung auf welchen Wegen auch immer befördern, Gebäude, die Kollaboration und Zusammenarbeit in Forschung, Lehre und Studium ermöglichen, die dazu einladen und nachhaltig motivieren und die damit zu einem Erlebnis werden – als reale und virtuelle Orte!

Und solche Orte, solche Gebäude sind Bibliotheken mit Büchern, Zeitschriften, Handschriften, Folianten,

Nachlässen, Katalogen, Verzeichnissen, Suchwerkzeugen etc. in gedruckter und digitaler Form – natürlich mit Fest- und Funknetzzugang, mit Speicher- und Archivfunktionen, mit Mail- und Web-Space, mit Druck-, Scan- und Kopieroptionen, mit Kollaborationswerkzeugen und Softwaretools etc. In diesen Räumen liegt eine Tradition, die Europa seit jeher prägt und die uns im digitalen Zeitalter ebenso zur Verfügung stehen muss, wie dies seit Jahrhunderten selbstverständlich ist. Dabei geht es nicht darum, Bibliotheken in irgendeiner Weise auf Funktionen der Architekturästhetik oder der Repräsentation zu reduzieren. Vielmehr und vor allem geht es darum, dass akademisches Leben einen ansprechenden und unverwechselbaren Platz im digitalen Zeitalter hat, der alle dazu gehörenden inhaltlichen und technischen Serviceangebote umfasst. Wenn dies **auch** mit ›Bologna‹ gelingt, dann gelingt für die Informationsinfrastruktur von Universitäten und Hochschulen eine ›Vision von Qualität‹ – traditionsbezogen, zukunftsweisend und verortet im Hier und Jetzt.

¹ Der Beitrag ist die überarbeitete Version meiner Keynote zur 8. Jahrestagung der Deutschen Initiative für Netzwerkinformation (DINI), die unter dem Titel »...@e-university.eu« am 9. und 10. Oktober 2007 an der Universität Oldenburg stattfand.

² In dieser Weise wird Ulrich Scheiterer (Yale University) von Felix Grigat in seinem Bericht über die Bologna-Nachfolgekonferenz in London am 17./18. Mai 2007 zitiert; vgl. Grigat, Felix: Masterplan ohne Mastermind? In: Forschung & Lehre 5 (2007), S. 278.

³ Vgl. Stratmann, Friedrich; Altwater, Peter; Bartels, Carsten; Bauer, Yvonne: Benchmarking von Supportprozessen in Hochschulen. Dokumentation HIS.- Forum Hochschule 6, Hannover 2007, S. 9 – 16; Zugriff unter: www.his.de/pdf/pub_fh/fh-200706.pdf

⁴ www.bmi.bund.de/cln_028/nn_163974/Internet/Content/Broschueren/2006/Pogramm_Zukunftsorientierte_Verwaltung.html – S. 12 ff. (Kapitel 5 ›Operative Handlungsfelder‹)

⁵ Zur deutschen D-GRID-Initiative und der damit verbundenen, community-bezogenen Forschungsprojekte s. www.d-grid.de/index.php?id=41&L=1%2F. Für die Einbeziehung bibliotheksspezifischer Kompetenz in Vorhaben der Universitätsforschung sei hier beispielhaft das ebenfalls zur D-GRID-Initiative gehörende Projekt ›TextGrid‹ genannt (s. www.textgrid.de).

⁶ Vgl. Wettbewerb. Umbau und Modernisierung Universitätsbibliothek Freiburg, hrsg. von Vermögen und Bau Baden-Württemberg. Universitätsbauamt Freiburg. – Juni 2006.

DER VERFASSER

Dr. Andreas Degkwitz ist Leiter des Informations-, Kommunikations- und Medienzentrums (IKMZ) der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus, Nordstr. 14, 03044 Cottbus, degkwitz@tu-cottbus.de